

Joachim Kahl

Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“. Ein literarisches Meisterwerk und ein theoriegeschichtliches Dokument auf der Schnittstelle von Aufklärung und Romantik

Einleitung

Ich möchte Sie vertraut machen mit einem kurzen Prosatext von Jean Paul, der „*Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei*“ aus dem Jahre 1796. Dieser Text, ein Unterkapitel des Romans „*Der Siebenkäs*“, ist ein Meisterwerk der deutschen Sprache und ein Schlüsseldokument des modernen Atheismus, zugleich ein autobiographisches Zeugnis des Dichters, der aus einem Pfarrhaus stammte. Sind die belletristischen Werke Jean Pauls für heutige Leser oft kaum mehr genießbar – wegen ihrer schwülstigen Sprache, ihres verworrenen Aufbaus, ihrer ermüdenden Länge –, so spricht dieser kurze Text auch einen Menschen zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts sofort an. Wegen seiner weltanschaulichen Modernität und aufwühlenden Botschaft ist das kleine Kapitel aus dem „*Siebenkäs*“ in unserer Epoche wiederholt separat abgedruckt worden. Von kirchlicher Seite wurde es unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg als warnende Flugschrift verteilt.

Es war die französische Schriftstellerin Germaine de Stael, die als erste Rang und Reiz dieses außergewöhnlichen Textes erkannt hatte. In ihrem Werk „Über Deutschland“ („*De l'Allemagne*“), 1810, einem literarischen Reisebericht, bezeichnete sie die „Rede des toten Christus“ als eine „bizarre Vision“, aus der das Genie Jean Pauls spreche. Damit trug sie den Namen des Dichters über die Grenzen Deutschlands hinaus. Durch Madame de Stael wurden Victor Hugo, Charles Baudelaire und Fjodor Dostojewski auf die Rede aufmerksam, die sie mit ihrer wuchtigen Aussage tief beeindruckte.

Handelt es sich doch um ein Schlüsseldokument des modernen Atheismus, dessen Faszination und Unwiderstehlichkeit seismographisch eingefangen wird. Im Stil der Schauerromantik kleidet der Dichter in Worte, was Millionen von Menschen ahnen. Mit feinem Gespür für die Konsequenzen der nachkopernikanischen Kosmologie inszeniert er die Unterminierung der christlichen Erlöserbotschaft als Angst- und Schreckensvision.

Als Sohn einer protestantischen Pfarrersfamilie wollte Jean Paul selbst zunächst den väterlichen Beruf ergreifen. Aus inneren Zweifeln heraus brach er freilich das Studium der Theolo-

gie ab, um freier Schriftsteller zu werden. Die „*Rede des toten Christus*“ ist der literarische Niederschlag seiner persönlichen Kämpfe zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Verstand und Gefühl. Aus Religionskritik und Gefühlsreligiosität fand er eine individuelle Synthese. Dahinter verbarg sich das lebensgeschichtliche Drama, wie ein Sohn sich zwar von väterlicher Autorität löste, aber zugleich einem kindlichen Glauben verhaftet blieb.

Analyse der Traumerzählung

Der blasphemische Alptraum des Atheismus

An einem Sommerabend schläft der Erzähler im Freien ein und träumt davon, dass er auf einem Friedhof – eine Stunde vor Mitternacht – durch die Schläge einer Turmuhr geweckt wird und miterlebt, wie sich alle Gräber auftun. Das Jüngste Gericht scheint anzubrechen, denn gleichzeitig wird alles von einem Erdbeben erschüttert, so wie es sich die apokalyptische Phantasie von Jahrtausenden ausgemalt hatte. Der Erzähler tritt in die wankende Kirche ein, wo sich alle Toten als Schatten um den Altar herum versammeln. Wir werden Zeuge einer Art kosmischer Messe, der etwas Lästerliches anhaftet, insofern die Toten die Lebenden nachäffen. Oben am Kirchengewölbe zeigt sich das Zifferblatt der Ewigkeit ohne Zahlen und ohne Zeiger. Nur ein schwarzer Finger verweist darauf, was die Stunde geschlagen hat: die Ewigkeit bricht an: das heißt: eine Zeitstrecke ohne Untergliederung, ohne Anfang und Ende.

Da sinkt auf einmal, von oben herab, Christus auf den Altar. Alle Toten rufen von sich aus, angsterfüllt, als hätten sie es geahnt: „*Christus, ist kein Gott?*“ (298) Und er, der Offenbarer, der es als solcher ja wissen muss, der ja die Wahrheit verkündet, er sagt kurz und bündig nur: „*Es ist keiner.*“ (298) Christus kommt vom Himmel herab, allerdings nicht, wie im Neuen Testament verheißen, als Weltenrichter, sondern als Berichterstatter, als Aufklärer, der von seinem Weltenflug erzählt. Entgegen der biblischen Ansage kommt er nicht als Triumphgestalt „in Herrlichkeit“, sondern er kommt als tränenüberströmte Jammergestalt. Die Welt versinkt, und die Leichen, ohnehin nur Schatten, zerflattern. Insofern findet auch kein Weltgericht statt. Kein ewiges Leben im Himmel bei Gott erwarte die Menschen, wohl aber ein „*stürmisches Chaos*“ in der „*ewigen Mitternacht*“ (300) voller Schmerzen.

Die höchste Autorität der christlichen Religion, Christus selbst, der Erlöser und Offenbarer, dementiert und demontiert die Heilsbotschaft. Stattdessen berichtet er von seiner Reise durch

die „*Welten*“ (298), wobei der Plural „*Welten*“ bereits eine Distanz zum biblischen Weltbild erkennen lässt. Wovon berichtet er? Statt eines göttlichen Auges, dem Kennzeichen des persönlichen Gottes, habe ihn nur eine „*leere Augenhöhle*“ (298) angestarrt. Statt des heiligen Geistes und seines wärmenden und Leben spendenden Wehens habe er „*ewigen Sturm*“ (298) gespürt. An Stelle von Kosmos sei ihm „*Chaos*“ (298) begegnet. Statt einer himmlischen Sphärenharmonie seien ihm *schreiende*, „*kreischende*“ „*Misstöne*“ (298, 299) entgegen gekommen. Und in philosophisch anmutender Diktion nennt er den Grund des „*Seins*“ nur einen „*Abgrund*“ (298). Die Rede gipfelt in den trostlosen Worten: „*Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.*“ (299)

Unterdessen sinkt das ganze Weltgebäude, angefüllt mit „*Korallenbänken schlagender Herzen*“ (299), am Erzähler vorbei in die Tiefe, ins Bodenlose. Hoch oben, „*am Gipfel der unermesslichen Natur*“ (299) stehend, setzt Christus seine Rede fort und benennt schonungslos die düsteren Konsequenzen seiner Enthüllungen. Er redet die Welt an als „*Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall!*“ (299). Atheismus und Weltuntergang, Atheismus und Nihilismus werden gleichgesetzt. Ohne Gottesglauben sterbe die Menschheit den Kältetod. Die Welt erstarre zur „*Leichengruft*“ (299). Ohne Gottesglauben fehle den Menschen das spezifisch Menschliche, sie seien lediglich ein „*Seufzer der Natur*“ oder gar nur das „*Echo*“ (300) eines Seufzers. Kein Austausch mit einem menschlichen Gegenüber finde statt. Jeder begegne immer nur sich selber. „*Ich bin nur neben mir.*“ „*Ach wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann er nicht auch sein eigener Würgeengel sein?*“ (299, 300) Das soll heißen: Ohne Glauben an Gott könne es keine verpflichtende Sittlichkeit geben. Wenn Gott nicht existiert, ist alles erlaubt, so wird es später Dostojewski formulieren.

Im Schlussteil der Rede bekräftigt Christus noch einmal die trostlosen Konsequenzen seiner Botschaft. „*Keine heilende Hand und kein unendlicher Vater*“ (300) würden je nach dem Tode die Wunden schließen, die das Leben den Menschen geschlagen habe. Mit dieser brutalen Widerrufung der christlichen Heilzusage will Jean Paul die Rede freilich nicht enden lassen. So fügt er – argumentativ inkonsistent – bereits hier und nicht erst im frommen Nachspann einen Appell an. Er lässt Christus sagen: „*Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete Ihn an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren.*“ (300) Nichts Eiligeres hat der Erzähler denn auch zu tun. Er erwacht und fällt nieder vor Gott. Und seine „*Seele weinte vor Freude*,

dass sie wieder Gott anbeten konnte“ (301). Der Traum erweist sich zum Glück nur als ein Alptraum!

Erzparadox und erzblasphemisch legt Jean Paul die Botschaft, „*dass kein Gott sei*“ – der höchsten Autorität, der letzten Instanz in den Mund, Christus. Gegen ihn wäre eine Berufung nur bei Gottvater möglich. Aber eben der wird als nichtexistent erklärt. Es ist der Offenbarer, der von sich sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich.“(Johannesevangelium 14,6) Im Traum verwandelt sich freilich der Offenbarer zum Aufklärer, der die desillusionierende Wahrheit enthüllt: „*Es ist kein Gott.*“ Damit verwandelt sich der Christus in den Antichristus. Aus dem Evangelium wird ein Dysangelium, Formulierungen, die später bei Nietzsche auftauchen, der sich für seine Rede vom „tollen Menschen“, der am hellen Vormittage auf dem Marktplatz Gott suche, von Jean Paul inspirieren ließ.

Wie es das apostolische Glaubensbekenntnis formuliert, kommt Christus am Ende der Tage vom Himmel herab. Aber seine Wiederkunft erfolgt bei Jean Paul nicht zum Weltgericht. Es gibt keine Auserwählten, die in die ewige Seligkeit eingehen. Denn der wiederkehrende Christus ist tot, nicht lebendig. Er überbringt die schockierende Botschaft von der Vaterlosigkeit und Verlassenheit der Menschen, von ihrer Einsamkeit im All. Er führt nicht zum Vater und sagt dennoch die Wahrheit. Insofern ist er auch nicht Gottes Sohn, sondern ein betrogener Betrüger. Er hat sich selbst getäuscht, als er noch auf Erden weilte und für seinen Glauben warb und litt. Auch deshalb spricht er nur mit „*strömenden Tränen*“. (299)

Der fromme Rahmen der Traumerzählung

Wir schauen zunächst auf den Nachspann, dessen Kernaussage ein erleichterter Stoßseufzer ist, der da lautet: Gott sei Dank! Es war alles nur ein Traum, ein Alptraum. Gott existiert und die Erde kann fröhlich sein. Den Tränen, die der tote Christus vergoss, stehen die Freudentränen gegenüber, die der Erzähler vergießt. Eine biedermeierliche Idylle mit Spitzwegschen Zügen deutet sich an. Die gefährliche Phantasie, die sich im Traum artikuliert hatte, wird entschärft und zur bloßen Fiktion herabgestuft. Eben dies soll auch durch die verharmlosende Überschrift „*Erstes Blumenstück*“ (295) dargetan werden. Ein „*Blumenstück*“ verziert und schmückt aus im Unterschied zum „*Dornenstück*“, das im Roman auch auftaucht.

Im „*Vorbericht*“ (295) wird das Halsbrecherische der Jean Paulschen Selbstinterpretation noch drastischer deutlich. „*Das Ziel dieser Dichtung ist die Entschuldigung ihrer Kühnheit.*“ (295) Diesen Satz müssen wir uns auf der Zunge zergehen lassen. Der Dichter dichtet und entschuldigt sich zugleich für den Inhalt der Dichtung. Mehr noch: Er behauptet, der einzige Sinn seiner Dichtung sei die Entschuldigung ihrer Kühnheit, ihres kühnen blasphemischen Inhalts. Den Sinn dieses scheinbaren Unsinnns erfassen wir, wenn wir an ein französisches Sprichwort denken: „*Qui s’excuse s’accuse.*“ Wer sich entschuldigt, klagt sich an. Jean Paul klagt sich gefährlicher Phantasien und verbotener Träume an. Sie sind freilich so übermächtig in ihm geworden, sie arbeiten so unwiderstehlich in ihm, dass er sie zulassen, herauslassen muss. Zugleich wehrt er sie ab, indem er sich von ihnen öffentlich distanziert. Sehr gut schreibt hierzu Carl Pietzcker, Herausgeber des „*Siebenkäs*“ bei Reclam und Autor einer klugen Studie mit dem Titel: „*Einführung in die Psychoanalyse des literarischen Kunstwerkes am Beispiel von Jean Pauls ‚Rede des toten Christus‘*“: „*Das Verbotene erlangt also Existenzrecht, indem es als pädagogisches Mittel gegen sich selbst ausgegeben und eingesetzt wird.*“ (Würzburg, 1985, Verlag Königshausen und Neumann, S. 39) Pietzckers Analyse verdanke ich wichtige Einsichten in Jean Pauls Text, ohne dass ich ihm freilich in seinem psychoanalytischen Ansatz insgesamt folge.

„*Dass kein Gott sei*“, diese atheistische Hypothese ist für den Spross einer protestantischen Pfarrersfamilie, der zudem selbst anfänglich Theologie studiert hatte, ein Gedanke von großer Kühnheit, eine Versuchung von geradezu luziferischer Abgründigkeit. Die klein gedruckte Fußnote mit Sternchen (295) bekräftigt die angestrebte selbsttherapeutische Funktion der Dichtung. Jean Paul setzt sich einer selbst gewählten Schocktherapie aus, um sich zu immunisieren. Er sucht die Katharsis, die reinigende „*Erschütterung*“, um den Glauben an Gott wieder zu finden. Freilich gesteht er damit zugleich ein, dass er der Immunisierung bedarf. Denn der Atheismus hat ihn bereits innerlich ergriffen, ist atmosphärisch in seine Herzkammern eingedrungen.

Lesen wir die Worte der Sternchenfußnote ganz genau! Nicht Gott rettet Jean Paul aus dem Unglauben, sondern er selbst „*heilt*“ sich, erlöst sich mit seinem eigenen Aufsatz. Gott wird keine objektive Existenz und reale Wirksamkeit mehr zuerkannt. Gott ist in den Glauben, genauer ins Gefühl gerutscht. Die Subjektivierung, ja Privatisierung der Religion, uns Heutigen allgemein vertraut, hier nimmt sie ihren Anfang. Dass Jean Paul selbst nicht mehr an Gott glaubt, ergibt sich aus dem Kernsatz des „*Vorberichtes*“, der da lautet: „*Niemand ist im All so*

sehr allein als ein Gottesleugner“ (295) Wäre er sich der objektiven Existenz des in der Bibel bezeugten Gottes noch gewiss gewesen, so hätte er etwa geschrieben: O du Narr, du magst Gott noch sehr leugnen. Er ist allgegenwärtig, gerade dort, wo du ihn nicht siehst oder vermutest. Gott umfängt und begleitet alle Menschen, auch jene, die ihn irrtümlich und hartnäckig leugnen. Seine Liebe sucht alle auf, seinem Zorn entrinnt niemand.

Theoriegeschichtliche Einordnung

Ein frühes Angst- und Zerrbild des Atheismus

Der Vorbericht enthält nicht nur den Schlüssel zur Psychologie des Autors. Er enthält auch charakteristische Einwände und Vorurteile, wie sie schon damals gegen den Atheismus geltend gemacht wurden. Ich lasse sie kurz Revue passieren. Ein „*giftiger Dampf*“ entweiche dem „*atheistischen Lehrgebäude*“ und dringe ins Herz ein. Mit der Leugnung Gottes verliere die Welt ihre belebende und wärmende „*Sonne*“. Das „*geistige Universum*“ verliere „*Einheit und Bestand*“ und werde in „*zahlenlose quecksilberne Punkte von Ichs*“ zersprengt. Insofern sei der Gottesleugner der einsamste Mensch im All. Die Natur bleibe als „*unermesslicher Leichnam*“ zurück, rätselhaft wie eine „*ägyptische Sphinx aus Stein*“ (alle Zitate 295).

Religionsphilosophisch verallgemeinert, lässt sich Jean Pauls Position auf dieser Stufe der Diskursgeschichte folgendermaßen charakterisieren: Die Entzauberung der Welt im Atheismus wird zunächst als ihre erneute Dämonisierung erfahren. Erkenntnisschock, Gefühlssturz, Werteverlust und Sinnverlust bilden eine Einheit. Die Demontage des Glaubens führt zunächst zur Demontage der Ethik. Auffällig genug: Der Satz des toten Christus „*Ich bin nur neben mir*“ (299) nimmt die ideologische Verabsolutierung eines entfesselten Egoismus vorweg, die Max Stirner einige Jahrzehnte später (1844) in seiner Schrift „*Der Einzige und sein Eigentum*“ programmatisch ausformulierte. Philosophisch hochgestochen wird diese Position auch Solipsismus genannt. Aber beide, der tote Christus des Jean Paul und der lebende Autor Max Stirner, täuschten sich. In der Wirklichkeit gibt es kein isoliertes Ich, kann es keins geben. Die Frage des toten Christus „*Ach wenn jedes Ich sein Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgeengel sein?*“ (299) ist bloße Rhetorik, ein absurdes Hirngespinnst. Kein Mensch ist sein eigener Vater und Schöpfer, noch kann er es sein. Und auch um sein eigener Würgeengel zu werden (was wohl möglich ist), bedarf er der Hilfsmittel, die andere bereitgestellt haben müssen.

Es gehört zu den Grundfiguren religiöser Apologetik, sich die Vergesellschaftung der Menschen und ihr Ethos nur religiös gestiftet vorstellen zu können. Aber wir sind von Natur aus und von Geburt an auf einander verwiesen, der wechselseitigen Hilfe und Zugewandtheit bedürftig und fähig. Dies wusste bereits – philosophisch hoch reflektiert – Aristoteles. Und es war der reife Atheismus eines Ludwig Feuerbach, der die Kopfgeburt eines isoliert imaginierten Individuums verabschiedet und die Ich-Du-Beziehung als die anthropologische Grundkonstellation herausgearbeitet hat. Darin ist ihm wesentlich später namentlich Martin Buber gefolgt.

Eine dreifache Angst durchzieht die religiöse Außensicht, die Jean Pauls Alptraum vom Atheismus zeichnet: die Angst vor der Freiheit, die Angst vor der Hölle, die Angst vor einem leblosen Universum. Die Angst vor der Freiheit ist der Kern der Angst vor dem Atheismus. Denn ohne einen Vatergott gibt es keine höhere, ja höchste Instanz mehr, die sagt, wo es entlang geht und was zu tun und zu lassen sei. Die religiös verwaisten Menschen müssen fortan selbst, eigenverantwortlich entscheiden und sich ihren Weg im metaphysisch Ungeborgenen bahnen. Da diese religiöse Obdachlosigkeit Selbstdisziplin und mentale Kraft erfordert, sehen sich manche davon überfordert.

Die zweite Gestalt der Angst ist, – merkwürdig genug, ja geradezu widersinnig – eine Angst vor der Hölle, die als Restbestand einer halbierten biblischen Eschatologie übrig geblieben ist. Ohne Gott, so lautet die Botschaft des toten Christus, würden die Wunden, die das Leben den Menschen geschlagen hat, nicht geheilt. Vielmehr blieben sie offen im „*stürmischen Chaos*“ einer „*ewigen Mitternacht*“ (300). Diese Phantasie einer ewigen Qual steht in Widerspruch zum „*Zerflattern*“ (299) der Gestorbenen. Aber wer gestorben ist, „*zerflattert*“ nicht, wie der Erzähler beschönigend formuliert. Wer gestorben ist, ist tot und löst sich in seine Bestandteile auf und ist insofern von allen Schmerzen für immer befreit. Der dritte Angstaspekt erwächst aus dem Verlust des Schöpfungsglaubens. Ohne einen Schöpfergott erstarrte die Natur zu einem „*unermesslichen Leichnam*“ (295). Nichts falscher als dies, lässt sich da einwenden. Denn ohne einen externen Schöpfer erhält die Natur die Schöpferkraft zurückerstattet, die ihr ureigen innewohnt. Die Natur selbst ist ein kreatives Universum und bedarf keines Schöpfers.

Meine Kritik an Jean Pauls Angst- und Zerrbild des Atheismus ist gespeist – wie leicht ersichtlich – vom reifen Atheismus Ludwig Feuerbachs. Jean Paul sah im Verlust des Gottesglaubens nur trostlosen Weltuntergang, nur demotivierenden Weltverlust. Feuerbach dagegen

entdeckte – im Sinne eines von Hegel inspirierten Fortschrittsdenkens – einen neuen Weltzugang, ja einen erheblichen Weltzugewinn. In seinen Heidelberger Vorlesungen über das „Wesen der Religion“ (1848/49) plädierte er in den berühmten Schlussätzen dafür, dass „aus Gottesfreunden Menschenfreunde“, aus „Kandidaten des Jenseits Studenten des Diesseits“, aus „Betern Arbeiter“, aus „Christen Menschen“ würden. Die Entdramatisierung und Entemotionalisierung des Atheismus, kurz, seine Ankunft im Alltag, gehört einer noch späteren Stufe der kulturellen Entwicklung. Sie vollzieht sich lautlos gerade unter unseren Augen.

Ein durchkomponierter Text auf der Schnittstelle von Aufklärung und Romantik

Der Weltenflug des christlichen Offenbarers mit seinen niederschmetternden Enthüllungen inszeniert den Zerfall der abendländischen Metaphysik mit den Mitteln der Schauerromantik, die gerade im Entstehen begriffen war. Dabei ist zu beachten, dass die Traumerzählung ein sorgfältig durchkomponierter fiktionaler Text ist, an dem der Dichter lange Jahre gefeilt hat. Es handelt sich nicht um einen wirklich geträumten und dann protokollierten Traum, sondern von Anfang an um ein Kunstprodukt, zur Veröffentlichung bestimmt. Dies hat die akademische Germanistik herausgearbeitet, nachlesbar in der bereits zitierten Studie von Carl Pietzcker (60ff).

Der uns vorliegenden Endfassung des Textes von 1796 im „Siebenkäs“ gingen drei Vorstufen voraus, an denen Jean Paul seit 1789 immer wieder verändert hat. Der Hauptunterschied besteht im Subjekt, das den Atheismus verkündet. Wem wird jeweils die schockierende Botschaft in den Mund gelegt und damit der Dichter vom Blasphemievorwurf entlastet? In der ältesten Fassung tritt der personifizierte Atheismus auf und verkündigt sich selbst. In der zweiten Fassung hält Shakespeare, die literarische Autorität der Sturm- und- Drang-Generation, eine Totenpredigt mit der unerhörten Nachricht. In der dritten Version tritt ein Engel auf, bis schließlich in der endgültigen, uns vorliegenden Fassung die nicht mehr überbietbare Autorität gefunden ist, der christliche Offenbarer höchst persönlich, der ja als solcher die Wahrheit spricht.

Jean Paul verarbeitete seine persönliche Glaubenskrise und hob sie ins Allgemeine, indem er sich literarischer Mittel bediente, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bereits in Frankreich und England erprobt worden waren. Schon 1752 hatte Voltaire in seiner Erzählung „Micromegas“ (Klein-Groß) einen gleichnamigen Bewohner des Sirius auf eine

Weltraumreise geschickt, um den Menschen auf der winzigen Erde die kosmische Provinzialität des christlichen Offenbarungsanspruchs zu verdeutlichen. Britische Autoren und Autorinnen pflegten wenig später die „gothic novel“, den Schauerroman, wo ein geheimnisumwitterter Ort, oft ein Friedhof mit geöffneten Gräbern, die Kulisse abgab für Ereignisse, die mit einem aufklärerischen Rationalismus nur schwer im Einklang standen.

In diesem europäischen Kontext steht und entsteht Jean Pauls „Rede des toten Christus“. Faszinierend auch noch für spätere Generationen, gelingt es ihm, die argumentative Kraft atheistischer Religionskritik zu Gehör zu bringen und sich zugleich vor dem befürchteten Vorwurf zu schützen, er selbst sei auch dem Unglauben verfallen. Von daher sein Kunstgriff, die Rede als bloßes Phantasiegebilde zu verharmlosen, als „Blumenstück“ zu verniedlichen. In der Rede mitsamt ihrer Rahmenhandlung drückt sich die Ambivalenz, die Doppelgesichtigkeit von Jean Pauls Position aus. Er öffnet sich dem aufklärerischen Zeitgeist, verschlingt Kants Kritik der Gottesbeweise, rettet sich aber durch ein kühnes Salto mortale in eine kirchenunabhängige Gestalt individueller Gläubigkeit. Bewahrt Kant Gott als Postulat der praktischen Vernunft, so bewahrt Jean Paul Gott als Notwendigkeit des Herzens, des Gefühls, des Gemüts, darin Schleiermacher verwandt.

Alles in allem: ein Text, der es in sich hat, mit dem unschätzbaren Vorzug der Kürze. Für Menschen unserer Tage als Denkanstoß wie geschaffen.

Die eingefügten Seitenzahlen beziehen sich auf die Reclamausgabe Nr. 274 Jean Paul Siebenkäs Stuttgart, 1983.

Überarbeiteter Vortrag vom 29. April 2012 im Haus der Romantik, Marburg